Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **17 (1935)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 11. Januar 1935. Erscheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 2

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58

Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Zur Frage der Butterversorgung
Prämiierte Mütter
„Nationalisierung" der Mode?
Der Weg einer finnischen Frau
Der Wandel der chinesischen Zivilisation und die Frauen
Das Lob der Hausmusik

Wochenchronik.

Inland.

Es ist gegenwärtig viel von der **Affäre Fonjallaz** die Rede. Dieser frühere eidg. Oberst, das Haupt der schweizerischen Fascisten, soll nach Behauptungen sozialistischer Blätter militärische Dokumente an Italien verkauft haben. Die Untersuchung durch den eidg. Untersuchungsrichter ist im Gange, wahrscheinlich dürfte es sich aber um Fälschungen durch einen frühern Sekretär Jacquier handeln, gegen den bereits ein Haftbefehl erlassen ist.

Die **Not der Sticker** im st. gallischen Rheintal führte am letzten Sonntag in Rebstein zu einer großen Demonstrationsversammlung, an der über 3000 Personen, auch Frauen, teilnahmen. Sie verlangten eine Außerkraftsetzung des Stickereivertrages mit Oesterreich und Lohnzuschüsse aus der produktiven Arbeitslosenfürsorge, um einige Millionenaufträge, die wieder Arbeit für mehrere Monate bringen könnten, im Lande zu behalten, die aber bei Beibehaltung der heutigen Lohn- und Preisansätze unfehlbar ins Vorarlberg mit seinen billigeren Löhnen abwandern würden. Der Bundesrat ist willens, den Rheintaler Stickern so weit als möglich zu Hilfe zu kommen.

Ueber die Weihnachts- und Neujahrstage sind beim Bundesrat nicht weniger als drei **Referenden** und **Initiativen** eingereicht worden: Gegen die Verlängerung der Rekrutenschulen, gegen das Verkehrsteilungsgesetz und für die Wahrung der Volksrechte in Steuerfragen. Die 104,000 Unterschriften bei letzterm beweisen erneut die Angst vor neuen Steuern in diesen schweren Zeiten, während die Unterschriftenzahl der beiden andern eine Gefährdung der betreffenden Gesetze kaum erwarten läßt. Für die Annahme der Militärdienstverlängerung hat sich bereits ein Initiativkomitee gegründet.

Mit dem 1. Januar ist die eidg. **Getränkesteuer** in Kraft getreten. Einige Walliser- und Waadtländer-Weinbaugemeinden widersetzen sich allerdings, die erforderlichen Maßnahmen für die Durchführung zu treffen, so daß der Bund die Kantone veranlassen mußte, die Gemeinden zu ihrer Pflicht anzuhalten.

Der **Zürcher Kantonsrat** beschäftigt sich gegenwärtig mit einem Gesetz zum Schutze der verfassungsmäßigen Ordnung, durch welches in Zukunft Krawalle wie die vor dem Zürcher Theater verhindert werden sollen, die übrigens im Zürcher Gemeinderat kürzlich eine scharfe Verurteilung erfuhren. Es zeigt sich mehr und mehr ein wachsender gesunder Widerstand gegen die Methoden der extremen Parteien von rechts und links.

Auch in **Genf** waltet größere Besonnenheit. Die Lage ist dort übrigens wegen der Kreditverweigerung an den Kanton seitens der schweiz. Großbanken recht ernst.

Zum Schlusse erwähnen wir noch, daß unter den vielen Traktanden der am 11. Januar beginnenden Session des **Völkerbundsrates** (die vor allem der Saarabstimmung gilt) eines ist, das uns sehr nahe angeht: Der Bericht des Argentiniers Cantilo über das Begehren der Schweiz, beim Internationalen Gerichtshof im Haag ein Gutachten über die Wiedergutmachung der Kriegsschäden an Schweizer einzuholen.

Ausland.

Unsere durch die „Rückblicke" etwas unterbrochene Wochenberichterstattung können wir heute bereits mit einem großen politischen Ereignis wieder aufnehmen: **Laval** ist über den Sonntag wirklich in Rom gewesen, und die Zusammenkunft mit **Mussolini** ist in allen Teilen glücklich verlaufen. Sie geschah in einem Geiste der Versöhnlichkeit und der herzlichen Freundschaft, dank derer es zu einer vollständigen Einigung in allen zwischen den beiden Staaten schwebenden Fragen kam: In den afrikanischen Kolonialfragen, in der österreichischen Frage und in der Rüstungsfrage. Der Verständigung über die Sicherung der österreichischen Unabhängigkeit kommt wohl die größte Bedeutung zu. Ueberzeugt von der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung dieser Unabhängigkeit verpflichten sich die beiden Staaten, im Falle einer Verletzung derselben sich untereinander und mit Oesterreich über die zu treffenden Maßnahmen zu „konsultieren" und den Nachbarn Oesterreichs (also vor allem auch Deutschland) einen Nichteinmischungspakt in die gegenseitigen innern Angelegenheiten (gemeint sind natürlich vor allem die Angelegenheiten Oesterreichs) vorzuschlagen. Die Staaten der Kleinen Entente sollen bereits ihre Zustimmung zugesichert haben, von Deutschland wird sie erhofft. Ganz leicht allerdings dürfte ihm eine solche, die fast einem völligen Widerruf seiner bisherigen österreichischen Politik gleichkommt, nicht werden. In der Rüstungsfrage erklären beide Mächte ihre Uebereinstimmung in der Auffassung, daß kein Land durch einseitige Aktionen die die Rüstungen betreffenden Verpflichtungen abändern kann (das geht ganz deutlich gegen die deutsche Aufrüstung) und daß sie sich in einem solchen Falle gegenseitig beraten werden.

Diese Uebereinstimmung bedeutet außerordentlich viel, sie bedeutet, daß Frankreich in der Aufrüstungsfrage den Sukkurs und die Zusammenarbeit mit Italien gesunden hat, wahrscheinlich jedoch nicht ohne auch seinerseits gewisse Zugeständnisse gemacht zu haben. Für die Friedens und die Abrüstungsfrage ist das alles natürlich von großem Wert, man rechnet nun mit der baldigen Wiederaufnahme der Abrüstungsverhandlungen.

Unterdessen gehen wir mit schnellen Schritten der nächsten Sonntag stattfindenden **Saarabstimmung** entgegen. Die Vorbereitungen sind alle bis ins Einzelnste hinein getroffen, die internationalen Ordnungstruppen eingerückt, gestern Donnerstag reisten die ca. 300 schweizerischen, ebenso viele holländische und belgische Präsidenten der Abstimmungsbureaux nach der Saar, die Regierungskommission hat ihre Verfügungen erlassen und den heftigen Propagandakampf soweit als nötig eingedämmt. Denn die Saar befindet sich in einem unerträglichen Zustande von Nervosität. Ueber den Ausgang der Abstimmung aber läßt sich noch gar nichts voraussagen. So sehr Viele eine Status-quo-Mehrheit und damit eine ausdrückliche Mißbilligung des heutigen Hitlertums erhoffen, so wäre man im Interesse des Friedens und der endlichen Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland doch fast versucht, eine klare Mehrheit für Deutschland zu wünschen. Daß eine solche Deutschland versöhnlicher stimmen und beruhigen würde, ist sicher; die Saarfrage ist für es zu einer Prestige-Frage geworden.

Was not tut.

Von Rechtsanwalt Dr. jur. et phil. Marianne Beth.*

Mut verloren,
Alles verloren,
Besser, Du wärest nicht geboren.
Goethe.

Die gegenwärtige Krise hat die Frauenwelt zum großen Teil paralysiert. Es scheint ihnen schon viel gewagt und Gefährliches unternommen, wenn sie sich zur Abwehr der Angriffe auf ihre alten Positionen entschließen. Diese Haltung ist historisch, soziologisch und psychologisch wohl erklärlich. Das ändert aber doch nichts daran, daß sie, taktisch und strategisch und nach allen anderen Gesichtspunkten betrachtet, falsch ist.

Warum?

Erstens, weil, wer sich selbst aufgibt, von allen aufgegeben wird, weil Aktivität das beste Mittel ist, um sich in schweren Situationen vor Verzweiflung zu schützen und seine Kräfte rege zu erhalten. Man denke nur an einen Arbeitslosen, der es etwa aufgeben wollte, nach Arbeit zu suchen. Der ist für alle Zeiten verloren, auch dann, wenn es wieder Arbeit geben sollte.

Zweitens ist der Angriff die beste Abwehr. Wer sich vom Gegner die Art seines Handelns vorschreiben läßt, der hat das innere Gesetz seines Gegners akzeptiert und ist damit seines besten Rechtes beraubt worden.

Drittens, weil die gegenwärtige Zeit es ganz unverantwortlich erscheinen läßt, wenn jemand, der etwas zu sagen und zu bieten hat, kurz und gut, wenn jemand, der etwas in sich hat, sein Licht unter den Scheffel stellt. — Sicherlich kann man heute von allen Seiten hören, daß die Welt die Stimme des Geistes, des Herzens und der Liebe nicht hören will. Und das mag auch weitgehend stimmen; freilich nicht so allgemein und ausnahmslos, wie es nach mancher solchen Behauptung scheinen möchte. Es beweist aber doch nur, daß es ganz besonders notwendig ist, solche Ansichten zu vertreten und nicht zu dulden, daß man die Lichtseite des Lebens vergißt. Wenn die Welt voll Teufel ist, dann darf doch der Engel nicht meinen, daß nun seines Amtes nicht mehr wäre, für das Rechte einzutreten — wobei ich die Frauen aber keineswegs mit den Engeln identifizieren oder auch nur eine Analogie herstellen möchte; solche galante Gedankenspiele überlasse ich ruhig den Antifeministen, die damit irgend jemanden, vielleicht zuerst sich selbst hinters Licht führen möchten. Worauf ich hinaus will, ist folgendes: wenn alle Welt sowieso schon voll Liebe und Güte wäre, könnte man unseren Kampf entbehren. Weil diese Motivationen fehlen, müssen wir in die Bresche treten, koste es, was es koste. Ist es doch sonst nicht Frauenart, nach dem Risiko zu fragen und sorgsam die Chancen abzuwägen, ehe man der Stimme der Pflicht oder der Liebe folgt. Zuletzt aber, weil die Welt nach

einem neuen Lebensplan

lechzt. Glaubt man wirklich, daß die verschiedenen Pläne, von denen sie erfüllt ist, je solche Anhängerschaft hätten finden können, wenn von anderer Seite andere positive, grundsätzlich gestaltende Gedanken vorgebracht worden wären. Sie hätten nicht einmal besser sein müssen. Nur Gedanken, Pläne, irgendein Zeichen, daß man sich um eine Synthese in dem Chaos bemühte, daß irgendeine gestaltende Kraft vorhanden sei, welche gestaltgebend wirken kann.

Besitzen wir Frauen eine solche Kraft? Ich glaube: ja. Wenn nicht — dann dürfen wir uns nicht beklagen, wenn man uns in den Hintergrund drängt.

Die stolze Behauptung unserer gestaltschaffenden Kraft, die oben ausgesprochen ist, soll nun wieder nicht eine leere Phrase sein, wie wir sie allzu oft hingenommen haben, wenn man von „Mütterlichkeit" und „Friedensliebe" und „Einigkeit" und „Verträglichkeit" der Frauen sprach, sobald man Worte brauchte, um die Leere der Gedanken lieblich zu verhüllen. Aber wir hatten ja implizite immer ein Programm. Und wenn wir den Mut und die Einsicht gehabt hätten, es mit mehr Rücksichtslosigkeit und mehr bis in Konsequenzen hinein gearbeitet zu vertreten, wäre vielleicht manches anders geworden.

Die folgenden Ausführungen wollen nicht neu sein; sie wollen nicht Originelles bieten; nur eben das, was wir immer schon wollten, schärfer formuliert. Und wir wollten: zunächst einmal:

Gerechtigkeit.

Für uns, für unsere Männer, Töchter und Söhne. Gerechtigkeit aber heißt: jedem nach seinem Verdienst, jedem nach seiner Kraft, jedem nach seiner Pflicht, jeden an den rechten Ort. Damit aber erscheint ein Prinzip aufgestellt, das in den letzten Jahren und Jahrzehnten unter den verschiedensten Vorwänden erweicht wurde, zum Unheil der Menschheit, von dem wir aber nicht abgehen dürfen: das Leistungsprinzip. Die Arbeit im Staat, in der Familie, in der Gesellschaft ist Dienst, ist Leistung. Sie gebührt dem, der sie am besten leisten kann; und keinem andern. Wer diese Arbeit einem andern gibt, und seien seine Motive noch so edel, noch so „sozial", der tut der Gesellschaft keinen Dienst und noch weniger dem Begünstigten.

Zweiter Grundsatz:

Familiengemeinsamkeit.

Damit ist nicht die Familiensentimentalität gemeint, mit der wir heute überschüttet werden, sondern die ganze harte und nüchterne Tatsächlichkeit. Familiengemeinsamkeit bedeutet: Gemeinsamkeit der Verantwortung nach innen und außen, Gemeinsamkeit daher der Arbeit sowohl der Erwerbsarbeit wie der Familienarbeit, Teilung der Lasten, Teilung des Risikos. Der Vater ist nicht der Arbeitssessel, der für die Familie schuftet, damit Frau und Kinder im Luxus leben; und die Mutter ist nicht das Geschlechtstier, das einseitig die Lasten der Mutterschaft trägt, oder einseitig die Kinder erzieht, oder eine unbedankte und undankbare, weil unfruchtbare Arbeit im „Hause" macht, um den Mann frei zu machen für einen Dienst an der Außenwelt, den er nie befriedigend wird leisten können, wenn er als ein vielleicht zufällig verheiratetes Glied eines „Männerbundes" nur von Welteroberungsplänen träumt, aber nicht weiß, daß es auch seiner Mithilfe bedarf, um eine Welt zu bauen und zu erhalten, und daß Weltenbau und Welterhaltung da sein müssen, ehe man eine Welt erobern kann. Was der Mann stolz „Familie" nannte, das war nur ausnahmsweise eine solche. Die Zeit ist gekommen, sie zu bauen. Aus der Gleichheit, aus der Freiheit, aus der

* Wir geben hier gerne den Ausführungen von Marianne Beth, der ersten Juristin Wiens, Raum. Manche ihrer Programmpunkte treffen sich mit solchen von der Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie" aufgestellten „Programm der Schweizerfrau". Obwohl verschieden in Ausdruck und Art des Vorgehens, doch geeint in der Zielsetzung, ringen die denkenden Frauen anderer Länder gleichermaßen wie wir um den notwendigen neuen Aufbau der Gesellschaft. Red.

Es wird allenthalben unheimlich, wo die Hauptsache zur Nebensache wird, die Menschen tändeln, mit ihrem Hauptgeschäfte spielen und all ihr Sinnen und Denken an Kleinigkeiten oder Schlechtigkeiten verschwenden. Jeremias Gotthelf.

Gebot der Dankbarkeit.

Fast ein ganzes Jahr lang hat die Redaktion nun aus der Fülle der Lebensweisheit im Werke von Jeremias Gotthelf geschöpft, wenn sie jeweils ein gutes Spruchwort bekannt gab. Einige Leserinnen fragten nach deren Herkunft. Ihnen und diesen anderen sei verraten, daß die Zitate in dem kleinen Buche „Von irdischem Treiben und göttlichem Walten", eine neue Folge Gotthelf-Worte, ausgewählt von Helene Keller, Verlag Francke A.-G., Bern, enthalten sind. Unser Dank an die Herausgeberin liege im Hinweis auf ihr Buch, das gewiß unter unseren Lesern Freunde findet.

Die Kutsche.

Von Regina Ullmann.

(Fortsetzung.)

Trommler übten sich irgendwo, Knaben. Einem unter ihnen mißlangen, bei aller Beharrlichkeit, die er zu haben schien, immer wieder die ersten Anfangstakte des heimatlichen Zapfenstreiches. Irgend ein Fest schien sich vorzubereiten. Aber aus dem heitern Himmel regnete es plötzlich und unvermittelt herab. In einem Strichregen, der nur diesen paar Gäßchen und Häusern zu gelten schien. Ein Regen, der allem Anschein nach um zweier Kinder willen aus heiterem Himmel niederfiel. Ob er nun aber auch nichts wie ein liebliches Bild schuf und den Geruch befeuchter Wege und das aufwachende Bewußtwerden der Bäume und Sträucher, des Grases hervorrief, so reichte er doch hin, um auch die Polsterung der Kutsche in Feuchtigkeit zu hüllen. Und das schien dem Manne auf dem Bock unerwünscht zu sein. Der nur um sein Eigentum, seinen Vorteil bedacht war und doch auch sich benahm, als sei die Kutsche leer, er machte sich die Mühe, eben vor der Türe ihres Elternhauses anzuhalten, um das Lederdach des Vorder- und Rücksitzes hinaufzuschlagen und miteinander zu verbinden. Mit Schnaufen und übertrieben zur Schau gestellter Anstrengung: der nackte Schrecken für die Kinder! Aber wie nun alles schließlich mit der großen Umständlichkeit von Leuten, die sich um nichts auf der Welt als um ihre eigenen Dinge zu kümmern scheinen, vollbracht und geschehen ist, und sie der nächstfolgende Augenblick eben dadurch, daß sie selber unter Dach gebracht sind, geborgen und verborgen sieht, da merken sie erst, welch innerliche Angst sie bisher ausgestanden haben. Sie lehnen sich zurück, fühlen wie vor dem Einschlafen. Ihr Kinderherz hat das noch nie erlebt, daß Besitzand und Unheil ein Doppelgesicht haben kann. Dieser Erfahrung ist es noch keineswegs gewachsen. Aber ob sie dieses Erlebnis nun verstehen oder nicht, eine Weile lang wirkt es sich in ihnen aus und tut seinen Dienst. Aber doch sind sie nicht fähig, es sich in ihrer Kutsche auch nur einmal bequem zu machen. Ganz im Gegenteil: ihr Zustand wird noch peinvoller, wird es ihnen auch nur verschleiert bewußt, daß sie bald an dem Hotelportal vorbeifahren müssen. An dem großen prächtigen Hotelportal, unter dem der einzige Gast stehen kann, den es für sie auf dem Erdboden gibt: der aus Amerika hergereiste Verwandte! Ein Hotelportal, das unabläßig dazu verlocken muß, unter ihm hervorzutreten. Hier hat es nicht geregnet. Die Sonne hatte etwas von einem Goldstück an sich. Schließlich aber ist es ihre Sache, was sie mit sich selber anfangen will. Und wenn von ihrem Glanze angelockt, sich ein Gast unter dem Glasdache zeigt, dann braucht es noch lange nicht einer der Verwandtschaft des elterlichen Hauses zu sein. Vielleicht sind sie wirklich völlig unkenntlich, diese schlimmen Kinder, die wie Puppen in blauen Kapützchen hinter verwegenen Kinderlärvchen hindurchgucken. Jedenfalls sehen sie nun mit eigenen Augen die Tante, die Frau ihres gestrengen Vormundes. In der Schnörkelschrift ihrer Zeit, festlich geschmückt. Unter dem reichen Kapotthut sehen wie immer die plattanliegenden Löckchen hervor. An dem Tänzelnden ihres Schrittes erkennt man schon von Ferne die Trägerin hoher Stöckelschuhe. Das ist alles, was sie empfinden können. Die Kutsche fährt nicht schneller und nicht langsamer. Aber es gibt an diesem Tage anscheinend Ereignisse von solchem Interesse, daß dieser Kutsche sogar nicht ihr Recht widerfährt! Ein hochgewachsener Fremder mit grauem Zylinder (ausgestorben sind sie, die so aussehen und ihr Weiterkommen und ihre Männlichkeit so malerisch repräsentieren konnten) geht der Dame entgegen, und in der Begrüßung, die gleichsam wie ein Meer die Kinder und die Tante trennt, verschwindet die Kutsche. Fährt ungesehen vorbei....

Nun: das ist ein Wunder, eines wie es denen zuweilen zu widerfahren pflegt, die es nicht verdient haben. Und die Kinder weinen. Die brennen und die Augen, welche jetzt wie Parmaveilchen aussehen, sie schimmern in Tränen.

Es ist ihnen zu Mute, als sei mit ihnen auch die gute Mama vor einer furchtbaren, nie mehr erlöschenden Schande ihrer Kinder verschont worden. Sie sind schon (allein um dieser Mama willen) vom Glück benommen. Denn sie haben durchaus einen Begriff von Gut und Böse, von Strafe und von Sühnung. Ja, ihr Begriff ist unerschütterlicher, als der mancher „Großer" es sein mag, und der liebe Gott steht in ihrem Herzen an dem Platze, wo er Stand seit Welterschaffung. Und dennoch können sie nicht aussteigen! Sie haben keine Möglichkeit dazu. Nicht weil der Wagen fährt, o nein, sondern weil sie fahren! Aber sie haben auf ihre Weise gelernt. Das unscheinbare Wappen des Zufalls, das dieser kleinen Reise aufgeprägt ist, es soll weiterhin nicht mehr abgenützt werden. Sie würden nicht mehr zögern, die Vorhängchen vorzuziehen, wenn welche da wären. So aber ertragen sie es nicht mehr und kommen darum auf den ausgefallenen Gedanken, ihre Pelerinen als Vorhängchen zu gebrauchen. Das Gritli ahnt es nach, von Laura stammt der Vorschlag. Sie hatte als ganz kleines Kind schon einmal etwas Aehnliches gemacht: das Rouleau aus dem lieben Gott heruntergelassen! Und von Zeit zu Zeit stellt es sich heraus, daß die wie aus den Wolken gefallen Dastehende verschlagener, nicht schlauer als jedes andere Kind sein konnte. Aber bald rutscht ihnen die Hand herunter mitsamt der geheimnisvollen Verhüllung, einander Mal fährt dem Gritli beinah die Faust durch das Glas. Und sie muß als die Größere nun schließlich einsehen, daß diese Art des Nichtgesehenwerdens schlimmer ist als jedes Gesehenwerden. Sie gibt es auf! Muß aber als ein Kind der Verneinung schon bis in ihr Innerstes zermürbt sein, wenn sie dem Schwesterchen auch noch fernerhin etwas nachahmt. Dieses hat seine Pelerine selbständig wieder umgelegt und sitzt nun wahrhaftig auf dem Boden. Auf einmal ist es dahinuntergerutscht, feiger als das feigste junge Hündchen unter einen Stz hinunterrutscht. Glaubt sich nicht gesehen, weil es selber nicht mehr sieht, als es vom Boden aus sehen kann, in seiner kauernden Stellung, in der die noch so finden Knöchlein beinahe abknicken müssen. Und die Leute? Glauben wohl, es sei einer jener kleinen Scherze, den zuweilen Kinder sich mit Erwachsenen erlauben. Aber der Spaß ist weit weg von ihnen. Das kann man wohl sagen. So weit, daß sie selbst auch von da aus, wo sie sind, nicht einmal mehr ohne weiteres zum Weinen hinüberfinden könnten. Eine schöne Fahrt ist das! Eine Kutschenfahrt, die ihresgleichen nicht hat. So schön, daß wenn es nach ihnen ginge, sie sogleich und von Herzen gern und mit dem inbrünstigen Wunsch, nie wieder im Leben fahren zu müssen, aussteigen wür-

Gemeinsamkeit des Sexuellen (in höchster Zucht und Reinheit), aus der Gemeinsamkeit des Geistes, aus der Gemeinsamkeit der Sorge für die Kinder in Pflege, Erziehung und Aufbau eines geeigneten Milieus, aus der Gemeinsamkeit der Erwerbsarbeit für die Familiengemeinschaft, aus der Gemeinsamkeit der Verantwortung für das Ganze, aus der Gemeinsamkeit der Liebe für das Vaterland, aus der Gemeinsamkeit des Dienstes für dasselbe. Wir sind alle Glieder des großen Ganzen. Aber eben darum braucht jedes Glied Freiheit zur Entfaltung — und mehr als Freiheit: Würde.

Dritter Grundsatz: die Frau trägt Leben in ihrem Schoß, in ihr lebt das ewige Leben, die Zukunft. Eben darum aber kennt sie die Wichtigkeit des Geistes, der Materie-Ueberwindung.

Und viertens: wir verlangen

Ordnung.

Ordnung im Haus, im Staat und international. Es ist heute müßig, nur allein gegen den Krieg zu polemisieren, gegen die Munitionsfabrikanten zu wettern, Abrüstung zu predigen. Wer schafft die internationale Ordnung, Ueberordnung, Unterordnung, die Friedensordnung, ohne die doch ein Krieg nicht verhindert werden kann? Wir Frauen wollen es tun. Aber wir wagen nicht, manchen Konsequenzen ins Auge zu blicken. Deshalb lassen wir uns Mittel als Zwecke unterschieben, und sind erstaunt, wenn unsere Anstrengungen zum Gegenteil des erwünschten Erfolges führen.

Weiters: wir verlangen

Wahrheit.

Im Grunde ist dies eine Forderung, die an die Spitze jedes Programms gehört, das sich mit einer Wiederaufrichtung einer zusammenbrechenden Kultur befaßt. Wahrheit ist Leben. Wenn Jesus sagte: Ich bin die Wahrheit und das Leben, faßte er zwei Begriffe zusammen, die untrennbar sind. Die Wahrheit macht euch frei. Der Teufel ist der Vater der Lüge. Es ist keine neue Erkenntnis, für die wir jetzt in die Schranken treten müssen. Aber es ist eine Erkenntnis, gegen die sich alle Kräfte der Tiefe erheben und empören, die man heute nicht nur gelegentlich und aus menschlicher Schwäche hintansetzen, sondern grundsätzlich außer Kurs bringen will, so daß nicht einmal die Wissenschaft sich soll um Objektivität bemühen dürfen!

Wahrheit: wo ist sie hingekommen? Wo kann, wo darf eine Presse noch Tatsachen darstellen, wie sie sind, eine Situation mit all ihren Implikationen zeichnen, wie sie ist?! Die Beispiele ließen sich ins Tausendfache vermehren. Wie im Krieg die englische Presse das Märchen von den Hunnen und den Kriegsgreueln aufbrachte. Wie die Presse aller Länder die Berichte von den Kriegsschauplätzen bewußt färbte: wie die Darstellung gewisser Ansichten verboten, bestraft wurde: wer ein „defaitist" war, mußte schweigen: wer aber im Dienste gewisser Kräfte stand, der durfte auch erzählen, was er allenfalls nicht hätte beschwören können usf.

Dieser Kult der Lüge wäre aber noch verhältnismäßig ungefährlich, wenn er sich auf offizielle und staatspolitische Anregungen beschränkte. Aber er ergreift auch den bescheidensten Privatmann und das intimste Privatleben. Von dem „keep smiling" an bis zur eigenen Lebensplanung, bis zur Erziehung und bis zur Beurteilung irgend welcher Chancen ist es immer dasselbe: Nebel und Unklarheit, Lüge, die man zumindest duldet.

Alle Weltprobleme werden heute mit einer Verlogenheit in den weitesten Kreisen behandelt, die es sehr erklärlich erscheinen läßt, wenn die Krise sich immer tiefer frißt. Lassen Sie mich nur an die Frage des Friedens erinnern, an die Tatsache, daß auch von den maßgeblichen Pazifisten z. B. kaum je einer die wirklichen Implikationen aufzudecken wagt, wagen kann, daß man noch zu einer Zeit von Frieden spricht, wo er ferner ist denn je, aber zugleich sich von Maßregeln peinlich fern hält, die ihn herbeiführen könnten.

Ein Beispiel für viele: die Waffenlieferungen von amerikanischen Häusern in alle Welt, auch an beide von zwei sich bekämpfenden Feinden, werden jetzt mit viel Emphase in die Welt trompetet. Aber würde sich jemand wirklich entschließen, mit ihnen ein Ende zu machen, wenn er sich vergegenwärtigt, daß diese Lieferungen in Friedenszeiten die Voraussetzungen sind, um für die Kriegszeit gerüstete und mit den modernsten Modellen ausgestattete Lieferanten zur Verfügung zu haben. Als ich vor mehr als einem Jahr in den Vereinigten Staaten war, las ich einen sichtlich inspirierten Aufsatz in einem Journal, in dem ausgeführt wurde, daß im Kriegsfall jede Fabrik auf Kriegsproduktion umgestellt werden müsse und daß man im Frieden schon für diesen Fall seine Vorbereitungen treffe. Also: Wir wissen alle, daß eine ganze Reihe von Autarkie-Maßnahmen darauf zurückgehen, daß man für den Fall des Krieges sich nicht wieder den Entbehrungen aussetzen will wie im letzten Krieg. Unsere Staaten sind als Festungen organisiert. Will man das und muß man es wollen, so muß man auch wissen, daß sich daraus mit Notwendigkeit Konsequenzen ergeben, die mit Friedensreden nicht aus der Welt zu schaffen sind.

Wir haben vor der Wahrheit in jeder Form eine unbeschreibliche Angst. In einigen Beziehungen haben wir diese schon überwunden. Der Ingenieur weiß, daß es bei der Bestimmung der Tragkraft einer Brücke keine Schönfärberei gibt: „Optimismus" bei der Beschreibung einer Ware nennt man „Betrug". In gewissen Hinsichten hat uns die Notwendigkeit zur Wahrheitsliebe erzogen. Aber der nächste Schritt muß der sein, daß diese Teilerkenntnis rücksichtslos Verallgemeinerung findet.

In jeder Hinsicht und auf jedem Gebiet. Im Buch, im Film, in der Politik, in der Volkswirtschaft, im öffentlichen Leben, im privaten Verkehr.

Wir greifen damit in ein Spinnennetz; wir treten mit solcher Forderung in einen Teufelskreis ein. Wir wissen ganz genau, daß die allgemeine Verwischung und Verschiebung es dazu gebracht hat, daß alle Lebensverhältnisse und Bindungen unnatürlich und unwahrhaftig geworden sind. Wir wissen, daß eine solche Reinigungsaktion Opfer auf allen Seiten erfordert. Wir wissen, daß wir damit anfangen müssen, die billigen Lobreden auf uns selbst und unsere Errungenschaft und überhaupt alles Schöne und Feierliche, womit wir uns zum Beispiel bei Kongressen so wohlig umschmeichelt fühlten, zu lassen, und uns ganz in die Härte der uns obliegenden Probleme zu vertiefen.

Aber wir müssen es tun, denn es tut es kein anderer. Und vielleicht können wir es auch, können wir es vielleicht zum wenigsten etwas besser als unsere männlichen Zeitgenossen. Denn wir sind Realisten nicht nur auf dem Gebiete der Technik, sondern, wie Mencken in seinem Buch „Defence of Women" richtig hervorhebt, auf der ganzen Linie. Realisten und auch so weit Zyniker, daß uns sogar ein Leben ohne lügenhafte Verbrämung lebenswert und der Kampf ums Dasein kämpfenswert erscheint. Drum nochmals: wir wollen Wahrheit.

Wir wollen auch

Planung.

Nicht Planwirtschaft. Planwirtschaft ist eine bestimmte Wirtschaftsform, über deren Vorzüge und Nachteile — ich glaube, daß die Nachteile die Vorzüge bei weitem überwiegen — wir uns hier nicht auseinandersetzen können. Eine solche bestimmte Einzelforderung kann auch nicht Gegenstand eines Programms sein, das überall Verwirklichung erhofft. Planung, wie ich diesen Ausdruck auffasse, ist ein Teil dessen, was man sonst Ordnung nennt. Aber doch ein besonderer Teil: ein Teil des Voraussehens, der Erziehung zur Wahrheit für die Zukunft.

Lassen Sie mich ein Beispiel nehmen: Man konnte in den letzten Jahren immer wieder zu Ende des Schuljahres eine Reihe von Auslassungen der Vertreter verschiedenster Berufe lesen, welche den Zustrom zu ihren Berufen abrieten. Wo aber blieb der große Plan, wo blieb das Zentrum, welches sich mit der Frage befaßte, wie man nun dieser Jugend Berufe eröffnen sollte, wie man die verschiedenen Interessen verbinden könnte, die sich da zeigen? Wo bleibt der Plan, der auch heute noch darnach fragen würde, wie man die brachliegende Kraft des Arbeitslosen im Werte umsetzt, wie man dieses Generalproblem als Wirtschaftsproblem behandelt? Wo bleibt die Planung für die überschüssigen Wirtschaftswerte? Alljährlich ergibt sich an verschiedenen Punkten der Erde ein Ueberschuß an bestimmten Produkten, hier Getreide, dort Kaffee, am dritten Ort Automobile. Nach alter bewährter Praxis werden verschiedene Kunststücke (siehe die Forderung: Wahrheit) gemacht werden, um die Erkenntnis zu verschleiern, daß hier ein echter Ueberschuß besteht. Man wird Stützungsaktionen unternehmen, Beleihungen, Schutzzölle, Kontingentverträge usw. Damit aber ist der Ueberschuß nicht aufgebraucht. Im nächsten Jahre ist das Uebel ärger. Nach ein paar Jahren erfolgt der katastrophale Krach. — Ließe sich nicht für diese Ueberschüsse in einer Weise Verwendung finden, z. B. in Hungergebieten, als Zuschuß für Arbeitslose, außer Landes oder im Land, wenn man nur wollte? Man könnte; aber man beginnt erst sehr vorsichtig solches Wollen zu wagen. So wurde — von diesen Grundsätzen ausgehend — vor kurzem von der brasilianischen Regierung unanbringlicher Kaffee für Arbeitslose zur Verfügung gestellt. Das ist nur ein bescheidener Anfang. Erst wenn eine solche Planung der besten Verwendung alles Vorhandenen, welches auf den normalen privatwirtschaftlichen oder staatswirtschaftlichen Wegen keine Verwendung findet, auf größter Linie einsetzt, werden wir die weltwirtschaftlichen Probleme, unter denen wir heute zusammenbrechen, überhaupt sehen.

Denn verschließen wir uns doch nicht den Tatsachen: alle die Maßnahmen, die man anwendet, Absperrung der Grenzen, Schutzzoll, Währungsmanipulationen, Schuldenstundungen und Anleihen, alle diese Kunststücke treffen doch gar nicht ins Problem hinein, verschleiern es vielmehr und erschweren den Weg einer wirklichen Gesundung. Sie hätten vielleicht einen Wert, wenn man zugleich oder vorher für die fundamentalen Schwierigkeiten der Wirtschaft Abhilfe schaffen würde, die z. B. in dem in ihrem Wesen liegenden Schwanken von Angebot und Nachfrage liegen und vielem ähnlichem, Abhilfe schaffen würde. Nicht aber in ihrer Isolierung, nicht als politische Kampfmaßnahmen.

Zur Frage der Butterversorgung.

Schon Ende Sommer 1934 war in unserem Blatte von einer Hausfrau zum Butterbeimischungszwang der von Seiten der Eidgenössischen Behörden zum großen Unbehagen weiter Hausfrauenkreise dekretiert worden war, Stellung genommen worden. Seither hat sich die Lage, und endlich zu Gunsten der Konsumenten wieder verändert. Im folgenden orientieren uns die Ausführungen der Präsidentin des Hausfrauenvereins Zürich und Umgebung:

B.-F. Schon seit längerer Zeit machten verschiedene Zeitungsnotizen die wachsame Hausfrau auf das „Butterproblem" aufmerksam, das heißt auf die Frage, auf welche Weise der Produktionsüberschuß von schweizerischer Butter, etwa 150 Wagen, seine Verbraucher finde.

Sie las auch von Konferenzen, die deswegen stattgefunden hatten, dann die Verfügung über den Butterbeimischungszwang, die verordnete, daß vom 13. Juli 1934 an alle pflanzlichen Fette, die Margarine und die ausländischen tierischen Fette mit 10—15 Prozent Butter gemischt werden sollen. Sie fügte sich, weil sie nicht anders konnte oder verwendete das billige Oel oder einheimisches tierisches Fett, wenn sie sparen mußte. Und sie sagte sich dabei: Eigentlich sollten die vielen schweizerischen Hausfrauen, die für ihre Familien kleinere und größere Mengen Butter verwenden, auch etwas zu der Butterfrage zu sagen haben, auch diese Verbrauchergruppe sollte zur Lösung dieses Problems herbeigezogen werden.

Das Interesse, das die Hausfrauen an der Butterfrage zeigten, hat den Verband schweizerischer Hausfrauenvereine bewogen, sich beim eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement vorzustellen und ihm von der Bereitschaft, daß wir Hausfrauen an der Lösung solcher Konsumentenfragen mitwirken, Kunde zu geben.

Vielleicht war dies Vorgehen die Ursache, daß zu der Fettkonferenz vom 30. November 1934 im Bundeshaus Bern der Schweizer. gemeinnützige Frauenverein, der Verband schweiz. Hausfrauenvereine und der Schweiz. Landfrauenverband eingeladen wurden, Delegierte zu senden. Sie ließen sich durch 6 Delegierte vertreten. Besprechungsthemen waren:

1. Erfahrungen über die Auswirkung der bundesrätlichen Verordnungen vom 13. Juli über die Förderung des Absatzes einheimischer Butter;
2. weitere, allfällig sich als notwendig erweisende Maßnahmen.

Der Butterbeimischungszwang, von jeher nur als Teillösung betrachtet, hat die erwarteten Hoffnungen nicht erfüllt. Seine volle Auswirkung kann sich zwar erst vom 1. Januar 1935 an zeigen, da noch Lagervorräte von ungemischtem Fett vorhanden waren. Eine erhebliche Besserstellung wird aber kaum eintreten, da schon vor Inkrafttreten der Juliverordnung 53 Sorten von butterhaltigem Kochfett mit mindestens 10 Prozent Buttergehalt im Verkehr waren und die Waffel- und Biskuitfabriken und eine Anzahl Konditoreien für gewisse Backwaren butterfreies Fett benötigen.

Es folgte die Besprechung weiterer Maßnahmen auf Grund von Vorschlägen, die beim Zentralverband schweizer. Milchproduzenten eingegangen waren. Sie wurden von den Vertretern der betroffenen Gewerbegruppen als Zwangsmaßnahmen, welche die einzelnen Gewerbe zu schwer belasten, abgewiesen. Besonders Vorschlag 3: Ausschließliche Verwendung von Butter für die gewerbsmäßig hergestellten und zum sofortigen Gebrauch bestimmten Bäckerei-, Konditorei- und Patisseriewaren. Dessen Durchführung hätte zudem noch der Stillegung eines ganzen Industriezweiges, der Margarinefabrikation, gerufen.

Allgemein wurde anerkannt, der Landwirtschaft müsse geholfen werden, doch niemand wollte mehr Opfer bringen, als bis anhin schon gebracht worden waren. Es kam zu keinem einheitlichen Ergebnis, die Lösung für das schwierige Problem wurde nicht gefunden, die weitern Fragen und Vorschläge wurden zu erneuter Prüfung den zuständigen Aemtern übergeben.

Eine der Vertreterinnen des Verbandes schweiz. Hausfrauenvereine wies darauf hin, daß die schweizerischen Hausfrauen immer bereit gewesen sind, der Landwirtschaft zu helfen, und daß sie es auch heute freiwillig tun werden in der Lösung der Butterfrage im Rahmen des Möglichen.

Eine Umfrage bei Hausfrauen hat im Allgemeinen gezeigt, daß seit dem Kriege eine Umstellung in der Fettversorgung der Familie eingetreten ist. Da die Butter so teuer geworden, ist es vielen Haussfrauen nicht mehr möglich, wie früher im Mai sich mit Einkochbutter für ein halbes oder das ganze Jahr zu versehen. Die Frau kauft und kocht die Butter in kleinern Mengen ein, verwendet sie rein oder in der ihr passenden Mischung. Tafelbutter braucht sie auf dem Tisch oder zum Würzen der Speisen. Daneben aber konsumiert sie zum größern Teil Fett, Oel und besonders das vom Handel in hygienischer Verpackung offerierte butterhaltige Kochfett, das durch seine Billigkeit und auch Schmackhaftigkeit die teure Butter verdrängt hat.

Wir Hausfrauen würden die Abgabe von verbilligter eingesottener Butter begrüßen (nicht billiger Kochbutter, da sonst der Konsum von Tafelbutter beeinträchtigt würde). Da wäre es uns möglich, wieder mehr mit Butter, und das heißt: schmackhafter zu kochen, und zwar mit wenig mehr Auslagen.

Das zeigt sich in folgender Berechnung:

Es wird für verbilligte Kochbutter ein Preis von Fr. 3.50 per Kilogramm genannt.

1. 500 Gramm Kochfett	Fr. —.80
Abzüglich 10 Prozent	„ —.08
	Fr. —.72
zuzüglich 10 Prozent eingesottene Butter	„ —.50
Nicht verbilligt zu Fr. 5.— per Kilogramm	
Butterhaltiges Kochfett 1 Pfd.	Fr. 1.22
Preis für 1 Kilo	„ 2.44
2. 500 Gramm Kochfett oder 1 Kilogramm Oel	Fr. —.80
500 Gramm verbilligte Butter	„ 1.75
Preis für 1 Kilo	Fr. 2.55

Mit 11 Rp. Mehrausgabe hat die Hausfrau nicht nur 1 Kg. butterhaltiges Fett, sondern ½ Kg. Fett und dazu ½ Kg. Butter.

Und das könnte sich auch die wenig bemittelte Frau leisten und hie und da eine extra gute Speise, mit Butter gekocht, herstellen.

Sie kommt, die verbilligte Kochbutter! Die Lösung ist gefunden. Durch die Tagespresse ging die Mitteilung, der Bundesrat habe beschlossen, vom erweiterten Butterbeimischungszwang abzusehen und dem Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten jene Beträge zur Verbilligung der Kochbutter zur Verfügung zu stellen, die ab 1. Januar 1935 aus den Preiszuschlägen auf gewisse Futtermittel erhältlich gemacht werden.

Freuen wir uns ob dieser praktischeren Lösung und sehen wir zu, daß wir durch etwelche Umstellung beim Einkaufen dieser nun geschaffenen Lage Rechnung tragen, um so das unserige zu tun in der Zusammenarbeit aller im Bestreben, Notstände zu beheben. —

den. Dann kommt aber ein Kirchturm, Dächer, die zu Bauernhäusern gehören, ein Stadtviertel, in welchem sie völlig unbekannt sind. Die Pferde müssen anziehen. Das scheint es den Kindern erlaubt zu machen, sich abermals auf die Polsterbank zu setzen. Und kaum sind sie wieder oben, so reiben sie auch schon die angehauchten Fensterscheiben klar, diese unverwüstlichen Kinder. Reiben sie klar, ehe die Näherin an ihnen vorbeigeht, die im Hause immer die schlechtsitzenden Kleider verfertigt. Reiben noch einen Augenblick zuvor die Fenster für sie klar. Nicht nachher und nicht währenddem. Was soll man wohl dazu sagen? Wird einem davon nicht still zu Mute? Jetzt aber sieht sie sie, wo sie die Lärvchen der Angst furchtlos das erste Mal haben fallen lassen. Fallen lassen vor einem Wesen, das wie ein kleines Ausgabebuch vollgekritzelt ist von Kleidermaßen und von Stundenlohn, Verdrießlichkeiten, feindseligstem Kleinstadtklatsch. Ein Wesen, das schon von einer Sintflut überrascht werden müßte, um eine so fragwürdige Begegnung wie die mit dieser Kutsche zu vergessen. Und sie sieht sie, ohne daß die zwei Mädelchen es ahnen und wahrnehmen. Denn die Maskierung der Angst, die, wie schon gesagt, eine Larve ohnegleichen ist, sie halten sie beinahe sorglos in der Hand. Und wenn sie sich auch vielleicht nur künstlich zu erfreuen und gegenseitig anzuregen bemüht sind, von der ärgsten aller Bedrängnisse haben sie sich in diesem Augenblick wirklich befreit geglaubt.

Der Kutscher hat inzwischen nachdenken können und fordert ein Goldstück. Der Schmied war sein äußerstes Gegenteil, er hat das Geld der Kinder verachtet.... Und wie sie mit tief vorwurfsvollem Blick dem erpresserischen Mitwisser der Spazierfahrt dasselbe mit von sich streckender Hand entgegenreichen, hat etwas komisch Umgekehrtes an sich. So, als wollten sie vor ihm nun den Schlosser markieren. Diese Kinder! Warum drückt sie nur jetzt dieser Schandlohn so, wo sie doch vorhatten, mit dem Geld, mit ihrem Geld aus ihrem Käßchen, nur so um sich zu werfen! Einmal! — Recht so. Es war wohl etwas noch, ein Atom, ein Teilchen von der sparsamen Mutter in ihnen. Und sie erschraken, wo sie sich freuen wollten. In allem Unrecht ist noch eine Unschuld verborgen, eine Art Recht. Das ist klar. Darum konnten sie auch, wo sie ohne jede Verstellung waren, nicht ohne weiteres durchschaut werden. Es war wirklich so, daß sie sich selber bestahlen. Jeder Mensch tut das ja zunächst, wenn er da, wo er im Unrecht ist, vorgibt im Recht zu sein. Daneben sind sie noch in einem leichten Räsonieren drin. Wollen sie vielleicht auf jene Art vergessen, wie die Großen es so oft im Brauch haben? Uneingestanden gefällt ihnen auch die Gegend nicht. Sie ist zu nüchtern für sie. Denn wo die Häuser häßlich sind, hat die Landschaft ihren Reiz verloren. Und so gehen sie von ihr fort. Beide noch mit den Pelerinchen um, als ob es Winter wäre, und das Gritli mit dem Käßchen, das es streng unter dem Arm gezwickt, verborgen hält. Daß sie Hunger haben, glauben sie nicht. Auch ist das Wirtshaus, vor welchem sie stehen, kein solches, in dem die Mutter zugekehrt wäre. Aber Bratwurst und süßer Most, das sind noch Worte, die ihr Recht behaupten. Und so treten zwei Kinder, etwa neun- und zehnjährig, wie die Leute sie taxieren, in einen länglichen, durch und durch verräucherten Raum. Wo Männer sitzen. Nur Männer. Zuweilen schlägt einer auf den Tisch, oder ein Schenkmädchen trägt auf einem Teller ein winzig kleines Gläschen. Es macht ihnen Vergnügen, und sie würden sich schön wundern, wenn ihnen jemand erklärte, daß dieses kleine, winzige Gläschen den Raum beherrscht. Dann kommt die Kellnerin auch zu ihnen und frägt: „Bratwurst und süßen Most? Die gibt es nicht bei uns, da müßt ihr schon mit Wein und Käs vorlieb nehmen." Und ohne daß sie etwas sagen, wird ihnen beides lieblos über den Tisch geschoben, nebst Pfeffer und Salz und ausgetrocknetem Brot. Aber als ob ein Unsichtbarer da wäre, so haben sie kleinmütig und ängstlich vor der Strenge dieser Kellnerin von der unkindlichen Aufwartung Gebrauch gemacht, fühlen es, wie Rauch und Rausch auch zu ihnen gelangen wollen. Und die Verminderung des Geldes, so und so oft vergeblich von der sorgenvollen, armen Mama ihnen auf die kleinen Seelen gebunden, sie verstehen sie in diesem Augenblick! Jeder Mensch weiß ja alles im bedeutsamen Augenblick. Keiner braucht es ihm dann mehr zu erklären. Nur weil ihr eigener kleiner Anschlag sich ihnen zutiefst eingeprägt hat, müssen sie jetzt auch ins Wirtshaus gehen: den süßen Most trinken und die Bratwurst essen. Aber so ein Ort wie der, den sie eben betreten haben, ist nicht für Kinder geschaffen, und es zeigt sich, daß es nicht überall süßen Most und Bratwürste gibt. Sie müssen mit Wein und mit einer Speise vorliebnehmen, die keinerlei Zauber für sie besitzt. Eine leichte Benebelung, die Folge übergroßer Anspannung, vielleicht auch des Weines und des Tabakrauches, läßt sie beinahe einschlafen.

Wenn jetzt jemand die Kinder beobachtet haben würde, während sie bezahlten und den Raum verließen, der hätte berichten müssen, daß sie ihm verwahrlost vorgekommen seien, geradezu verwahrlost. So rasch überträgt sich ein Raum, dringt in die ein, die ihn aufsuchen. Das Geld spielte eben jetzt gar keine Rolle. Wie Leute, die eine Menge davon haben, trugen sie es ungezählt mit sich. Durch das Auswechseln eines einzelnen Stückes in viele kleine Münzen schien es sogar mehr geworden zu sein! Dabei ist jeder Augenblick, wirkt er nur auf sie ein, imstande, nicht nur das Geld, sondern auch sie selber umzuwechseln! Bald sind sie wie pures Gold, bald nur wie abgegriffene Kupfermünzen. So mögen Leute, die irgendwoher kommen und eine Kasse bestohlen haben, auch aussehen.

(Fortsetzung folgt.)

Frauen im Basler Konzertleben.

In diesem Winter hat, verglichen mit dem vorjährigen, der Andrang der Solistinnen auf die Konzertsäle entschieden etwas nachgelassen. Es braucht auch eine immer größer werdende Dosis Mut dazu, etwas Derartiges zu unternehmen; das hiesige Publikum macht es den Künstlern nicht leicht, und selbst rühmlichst bekannte unter ihnen wie das Lenerquartett, mußten sich diesen Winter mit einem kaum zur Hälfte gefüllten Saal begnügen.

Ein Liederabend von Sigrid Onégin eröffnete den Reigen. Die Künstlerin nahm sich mit anerkennenswerter Sorgfalt des etwas verblaßten Liederzyklus „Frauenliebe und -Leben" von Schumann-Chamisso an. Es war jedoch nicht ganz leicht, der immerhin gereiften Frau diesen gar zu jugendlich verliebten Ueberschwang zu glauben. Unwillkürlich fragte ich mich, ob es wohl selbst im heutigen Deutschland noch solche naive Gretchen-Naturen gibt, welche ausrufen können: „Darfst mich niedre Magd nicht kennen, hoher Stern der Herrlichkeit," und ob schon damals das Gedicht ganz so gelautet hätte, wenn es von einer Frau verfaßt worden wäre. In dem geschmackvoll zusammengestellten Programm folgten darauf noch einige Schubert-Lieder. Am besten gefielen mir eigentümlicherweise die mehr für einen männlichen Interpreten berechneten wie „Aufenthalt", „Der Atlas" und namentlich das meisterhaft vorgetragene „Der Doppelgänger" aus der „Winterreise." Ganz restlos kann ich mich aber nicht den enthusiastischen Lobgesängen unserer Tagespresse anschließen, wo von einer ganz einwandfreien Technik die Rede war. Bei aller Bewunderung für die Stimmittel und das große Können der Sängerin

Und auch hier — ob solche Planung nun vom Staate ausgeht oder von verantwortlichen Privaten — ist ihre Voraussetzung Wahrhaftigkeit. Gebt der Welt Vertrauen wieder und sie ist schon halb genesen.

Das Obige sind Andeutungen. Jeder einzelne Punkt muß in der Praxis konkretisiert werden. Was aber vor allem nottut, ist ein Maximum an Zivilcourage. Denn mit unseren schönen Worten ist die Welt in einen Zustand geraten, daß wir bleileicht rein körperlich bald nicht mehr in der Lage sein werden, für eine Reform an Haupt und Gliedern einzutreten, wenn wir uns nicht beeilen.

Prämiierte Mütter.

Prämien sind eine schöne Sache. Sie erfreuen die Empfänger und sie fördern das Gedeihen nutzbringender Arbeiten auf irgendeinem Gebiete. Prämien können für Dinge ausgesetzt werden, die uns wichtig sind oder auch nicht. Niemand wird bezweifeln, daß die Ausrichtung des Nobelpreises eine segensweerte Einrichtung ist, daß die Prämien für Lebensretter, wenn sie ausgeteilt werden, uns freuen. Auch wenn unter Landwirten Prämien für schönes Vieh, an Hundeausstellungen Prämien für die edelsten Rassehunde (respektive deren verdienstvolle Besitzer) ausgeteilt werden, wer wollte dies jemandem verargen?

Aber die Dinge können auch ein anderes Gesicht bekommen. So wenn wir lesen:

Muttertag in Rom.

Zum zweiten Male wird an Weihnachten 1934 in Rom der „Tag der Mütter und der Kinder" gefeiert. Diesmal noch festlicher und wirksamer als vorher. Am 20. Dezember treffen aus allen Provinzen Italiens jene Mütter ein, welche vom 4. November 1918 bis heute

die meisten Kinder

zur Welt gebracht haben. Sie sind vier Tage lang die Gäste des Zentralkomitees für Mutterschaft und Kindheit und erhalten dann am 24. Dezember die ausgesetzten Prämien gelegentlich einer festlichen Versammlung im Augusteo.

Dann meldet man ferner, daß am gleichen Tage, also am Weihnachtstag, die Stadt Rom eine weitere Prämiierung veranstaltet. Es erhalten nämlich diejenigen Paare, die in Rom zwischen dem 1. August und dem 20. Dezember heirateten (wenn nur auch diese Prämiierungsmöglichkeit den Heiratslustigen und -unlustigen Roms früh genug bekannt gegeben war), 500 Lire in bar; und eine Anweisung auf noch einmal weitere 500 Lire wird ihnen ausgestellt, doch erhalten sie diese erst nach der Geburt des

ersten Sohnes

ausbezahlt und nur dann, wenn dieser erste Sohn innerhalb der ersten zwei Jahre nach der Eheschließung das Licht der Welt erblickt. Arme Eltern, wenn ihre so glänzenden Hoffnungen etwa durch die Geburt von Töchterchen zunichte gemacht werden. Man verherrlicht also die Frau als Mutter und degradiert den kleinen weiblichen Säugling. Er ist nicht wert, daß seine Mutter um seinetwillen prämiiert werde.

Solche Auswüchse zeitigt die Militarisierung eines Volkes. Wird die sprichwörtliche und wirklich vorhandene elterliche Liebe im italienischen Volke solchen „Belastungsproben" gewachsen bleiben? Aber vielleicht kommt es noch dazu, daß die Mädchen zum Kriegsdienst ebenfalls herangezogen werden, und dann werden ja wohl auch die Mütter bei der Geburt der Mädchen ihre Prämie erhalten. —

Es geht auch ohne Prämien.

In England hat man laut Geburtenstatistik die Feststellung gemacht, daß die Anzahl der Geburten im Steigen begriffen ist. Bis Ende Juni 1934 wurden in England 136,636 Kinder geboren, um 2589 mehr als in der gleichen Zeit des Vorjahres.

„Nationalisierung" der Mode?

Daß die Frage, ob eine „Nationalisierung" der Mode wünschenswert ist, tatsächlich gestellt wird, ist an sich eine bemerkenswerte Tatsache. Bei uns wurde sie bis anhin nur in einigen Fachblättern zur Diskussion gestellt, in den Modespalten vereinzelter Tageszeitungen gestreift, während das Ausland zum Teil durch Schaffung von Mode-Aemtern bereits praktisch Stellung und die enorme wirtschaftliche Bedeutung der Frage erkannt hat. In Amerika, England, Italien, Deutschland, sind Kräfte am Werk, die Mode zu „nationalisieren".

Für den Laien liegt die Gefahr eines Mißverständnisses vor, indem er glaubt, es handle sich um eine „nationale", sagen wir eine Schweizer-Mode. Davon kann keine Rede sein. Um in der Kleidung reine Bodenständigkeit zum Ausdruck zu bringen, ist die Trachtenbewegung da. Den altbekannten Gegensatz von Tracht und Mode aufzuheben, ist keineswegs das Ziel einer Nationalisierung der Mode.

Dem internationalen Geltungswert der großen modischen „Linie" wollen die Nationalisierungsbestrebungen in den verschiedenen Ländern nicht Abbruch tun. Wo wie anfänglich in Italieen (auf Veranlassung des Duce) dies der Fall war, ist man rasch davon abgekommen. Es erscheint sogar in gewissem Grade wünschenswert, daß weiterhin Paris der Aufgabe nachkommt, die es sich auf Grund jahrhundert alter Tradition und Schulung selbst gestellt und dank seines Geschmacks und seiner modeschöpferischen Vitalität glänzend erfüllt hat. Eine andere Frage ist, ob und wie lange es die Pariser Couturiers und die führende französische Textilindustrie materiell aushalten, eine Welt unentwegt mit modischen Anregungen zu bedienen, die ihren Modellkauf immer mehr einschränkt. Alle Welt trachtet bei möglichster Spesenverringerung von der schöpferischen, also geistigen Arbeit des Welt-Modezentrums zu profitieren. Soweit sie konvenieren, werden die vorgeschlagenen Richtlinien aufgegriffen; jedes Land sucht sie rasches zu realisieren und die heimische Frauenwelt anzuhalten, ihre Modebedürfnisse in erster Linie durch heimische Produktion zu decken.

Für die Schweiz läßt sich der Import modischer Gewebe, Kleinartikel und ausländischer Konfektion nicht ganz abdrosseln. Aber andrerseits bedarf es seitens unserer Industrie die größten Anstrengungen und ungeheure Opfer, um das Produktionstempo, sowie jene Qualität und Auswahl zu erzielen, die einzig Erfolg verheißen. Sie wird gleichwohl mit Verlusten rechnen müssen, wenn weiterhin Schweizer Frauen ausländische Nouveautés vor gleichwertigen heimischen Erzeugnissen den Vorzug geben.

Sollen nicht verschiedene der Mode verbundene Schweizer Industrien, die sich vom Export auf Bedienung des Inlandsmarktes umgestellt haben, zu Grunde gehen, so muß die Frauenwelt systematisch über die Bedeutung der wirtschaftlichen Seite der Mode orientiert werden. So ist viel zu wenig bekannt, daß alle modisch aktuellen Seiden, Tülle, Mischgewebe in unserem Lande angefertigt werden und sie im Herbst auch rechtzeitig erhältlich waren.

An uns Frauen ist es, erstens soweit immer möglich Reineide kunstseidenen Geweben vorzuziehen, und zweitens in den Geschäften zu verlangen, daß Schweizer Ware vorgelegt wird! Das gilt von allen modischen Geweben, von Kleinartikeln wie Linerie-Garnituren, wie für Konfektion, sofern wir unser Kleid nicht bei der Schneiderin in Auftrag geben. Infolge nur unbedeutender Kontingentierung gerät unsere überaus leistungsfähige, gediegene Konfektion nachgerade in eine bedrohliche Lage. Wurden doch allein im letzten Oktober aus Deutschland für 660,000.— Fr. Konfektion, das sind ca. 26,000 Kleider eingeführt.

Erst, wenn wir uns zur Pflicht und Gewohnheit machen, beim Detailisten nach Schweizer Geweben und Modeartikeln zu fragen, wird sich jene „Nationalisierung" der Mode ergeben, die beispielsweise in Amerika schon viel weiter vorgeschritten ist. Gleichzeitig wird dann auch das Verständnis wachsen für bodenständige modeschöpferische Tätigkeit. Mit schönem Erfolg kreiert zum Beispiel die „Spindel", Zürich modisch aktuelle Strickstücke. Und das erste schweizerische Sportbekleidungsgeschäft in St. Moritz, wurde Initiant für den Arbeitszusammenschluß einer Gruppe von Fabrikanten, die nun unter schweizerischer Führung sich zur Aufgabe macht, mit dem Werbesymbol von St. Moritz, dem „Lapin blanc" als Schutzmarke, gediegene Sportmodelle zu schaffen und sich für die dazu gehörenden Strickstücke auf eine bestimmte Farbkarte zu beschränken. Gerade dieses Beispiel demonstriert, wie wichtig neben einer „Nationalisierung" der Mode die Erhaltung ihres „internationalen" Charakters ist.

G. T.

Der Weg einer finnischen Frau.

(Schluß)

Durch besondere Vermittlung des Vizekanzlers der Universität wurde Emma Ström die Erlaubnis zum Ablegen sämtlicher Universitätsexamina erwirkt. 1873 im Frühjahr bestand sie ihr Studentenexamen (entspricht dem deutschen Abitur. Anm. d. Ueb.) und wurde dann Lehrerin an mehreren Schulen in Helsingfors mit der Absicht, während sie auf diese Weise ihren Unterhalt verdiente, sich für das Kandidatenexamen vorzubereiten. Denn sie hatte das Gefühl, an der Wissenschaft nur genippt zu haben und merkte, daß der Kreis der Fragen sich nur erweitert hatte. Sie hörte Vorlesungen, sie lernte viel, aber was sie gesucht hatte, die Wahrheit, die ganze Wahrheit, von der sie geglaubt, die gelehrten Universitätsprofessoren besäßen sie und spendeten sie ihren lauschenden Jüngern, die hatte sie noch nicht gefunden. Sie selbst wußte noch zu wenig, meinte sie; aber Geduld: einmal wird sie kommen, die Stunde, da sie genug gelernt hat, um die Schale rings um der Wahrheit Kern zu sprengen!

Und sie arbeitete 20 bis 30 Stunden in der Woche mit Stundengeben und dazwischen an ihren eigenen Studien bis zum Sommer 1874.

Da wurde sie nach Hause gerufen, wo ihr Vater todkrank lag, und dort kämpfte sie während der Monate vor seinem Tod einen jener verborgenen Kämpfe, die nicht mit unter der Menschheit Heldentaten aufgezählt werden, und gegen die doch manche gepriesene Großtat gering ist. Sie wußte: nach des Vaters Tod mußte sie ihre eigenen Studien aufschieben, um für die ihren zu verdienen. Das betrachtete sie als ihre Pflicht, und sie erfüllte sie, ohne zu murren. Sie kehrte zu vielseitiger, emsiger Arbeit am Seminar zu Ekenäs und dann in Helsingfors zurück; sie hatte nun für viele hungrige Münder zu sorgen und ihrer eigenen Seele Hunger war in diesem Bewußtsein weniger bohrend. Aber was kostete es sie, an dem Vorlesungssaal vorüberzugehen zu ihren Stunden, zu wissen, daß sie Jahre, die sie nun versäumte, nie würde einholen können! Das schwerste war ihr die Mißbilligung, die sie vielfach fand, weil sie etwas begonnen hatte, das sie nicht durchführen konnte; man stellte sie als Beispiel dafür hin, was aus studierenden Frauen würde: auf halbem Weg, so hieß es, bleiben sie stehen, mit gebrochener Gesundheit. Sie litt um der Frauenbewegung willen, für alle die, welche an sie geglaubt, ihr geholfen hatten; sie litt in ihrer eigenen Seele Zweifel, ob sie wohl die rechte Weise zu studieren gewählt; und alle diese seelischen Leiden machten sie schließlich körperlich krank. Sie würde sich vielleicht nie erholt haben, hätte nicht Dr. Cygnaeus ihr ein Jahr Ausruhen in seinem Landhaus angeboten.

Zurückgekehrt, begann sie mit mehr Kraft ihre nie ganz niedergelegten eigenen Studien, und nur das letzte Semester, ehe sie 1882 im Frühling das Kandidatenexamen machte, war sie dienstfrei.

Nun, da sie Erfolg hatte, kam alle die Sympathie zutage, die man ihr vorher so sparsam nur gezeigt. Mit demütiger Verwunderung nahm sie alle die Ehrenbezeugungen entgegen. Warum sollte sie gefeiert werden? Als sie ihre Studien begonnen, hatte sie keine Ahnung davon gehabt, daß sie je eine repräsentative Persönlichkeit werden, daß sie hervorgerufen werden sollte, die Frauenbewegung zu repräsentieren, von der sie damals nicht das Geringste gewußt. Aber die Freundschaftsbeweise, die ihr nun zuteil wurden, waren andererseits köstlich, weil sie eine Bürgschaft darstellten, daß man nicht mehr ihren Motiven mißtraute. Besonders wertvoll waren ihr die Freundschaftsbeweise von Frauen. Denn Emma Ström hatte während der vergangenen Jahre die Erfahrung gemacht, die bahnbrechende Frauen so oft machen: daß das größte Mißtrauen in ihre Fähigkeiten und in die Reinheit ihrer Beweggründe aus ihrem eigenen Geschlecht kommen. Die Männer hingegen können ein ernstes, gewissenhaftes Streben nach einem bestimmten Ziel besser verstehen.

Finnische Männer und Frauen stifteten nun eine Ehrengabe von 3500 Mark, die es ihr ermöglichten, die kleine Schuld abzuzahlen, die sie in diesen Jahren hatte machen müssen; auch mit anderen Ehrenbezeugungen, Telegrammen, Briefen und Festen drückten Finnlands Männer und Frauen ihre Freude und Bewunderung für diese „stille, geduldige Arbeiterin" aus, wie Topelius in seinem Huldigungslied sie nennt, die an einem von finnischen Frauen vorher nie erreichtem Ziel stand, ebenso schüchtern, mit dem gleichen Kindersinn, wie einst, als sie auf ihres Vaters Weideland Gott um den Tod bat, um Wissen zu erringen.

Nach ihrer Promotion widmete sich Emma Ström weiterhin der Lehrerinnentätigkeit und der Erziehung ihrer Brüder. 1886 wurde sie zum Lektor in Schwedisch und Geschichte am Lehrerinnenseminar zu Ekenäs ernannt. Und immer weiter ist sie eine Wahrheitssucherin gewesen. Die Wahrheit war stets ihre Leidenschaft. Aber das Leben einer so veranlagten Wahrheitssucherin muß zu einer Leidensgeschichte werden, wenn weder Ehrfeig noch Betriebsamkeit, sondern lediglich reines Wahrheitsstreben einen Menschen vorwärts getrieben hat, aber wenn das, was er gesucht, zurückweicht, dann wollen nie die unruhigen Fragen schweigen: Habe ich die rechte Art, die rechte Methode des Studiums gewählt? Habe ich gerade die Kräfte in meiner Seele gebraucht, die bestimmt waren, die Wahrheit zu erringen? Bin ich in geistigem Hochmut eigene Wege gewandelt? — Fragen,

Helfen Sie uns,

das Frauenblatt noch mehr bekannt zu machen und ihm

neue Abonnenten

zu werben.

Wir sind Ihnen dankbar, wenn Sie diesen Abschnitt ausfüllen, ausschneiden und an unsere Administration Winterthur, Technikumstraße 83, einsenden wollten:

Senden Sie **Probenummern** des „Schweizer Frauenblatt" an folgende Adressen, mit oder ohne Angabe meines Namens (das Erwünschte unterstreichen).

Adressen:

Unterschrift:

die bis zum Tode ein auf diese Weise arbeitendes Menschenherz ansechten können.

Aber zum Glück bleibt für den, der selber nicht alles, was er gehofft, erreicht, die Arbeit für andere übrig, und ihr hat Emma Ström ihr Leben geweiht. Dies jedenfalls kann nicht verfehlt werden."

Der Wandel der chinesischen Zivilisation und die Frauen.

Die modernen Chinesen erkennen ohne weiteres die Gleichberechtigung der Frau an und lassen sie zu Stellungen zu, die bisher nur von Männern innegehabt wurden, wenn sie nur die dafür erforderliche Ausbildung genossen hat. Natürlich ist die Anzahl der Frauen mit geeigneter Vorbildung noch geringer als die der Männer. Während noch im Jahre 1922 die Mädchen kaum ein Drittel der Gesamtanzahl der Schüler in den christlichen Volksschulen ausmachten und sie in den Staatsschulen eine noch viel seltenere Erscheinung waren, nehmen heute alle Unterrichts- und Bildungsanstalten Mädchen zur Ausbildung für die meisten Berufe auf. Schon 1923 waren etwa 21 Prozent der Studierenden an staatlichen Lehrerseminaren Frauen. Dies ist für China ein neuer Frauenberuf. Einige Frauen studieren heute sogar schon Theologie. In den größeren Städten haben sie einflußreiche Stellungen in chinesischen und ausländischen Geschäftshäusern inne, und in Schanghai besteht eine erfolgreich von Frauen geleitete Bank.

Bereits Anfang des 19. Jahrhunderts trat ein chinesischer Rechtsanwalt auf, der sich für die Gleichberechtigung der Geschlechter in China einsetzte und besonders den Grundsatz der gleichen Moral vertrat. Auch die Reformpartei unter Kwant Hsu erklärte sich für diese Gleichberechtigung. 1901 wurde in Tokio eine Zeitschrift veröffentlicht, die die Rechte der chinesischen Frau vertrat. Nach der Revolution von 1911 brachten die Frauen einen Antrag bei der Nankinger Regierung ein, in dem gleiche Rechte für die Frau im öffentlichen Leben, in Erziehung und Ehe sowie die Abschaffung des Sklavenhandels und des Konkubinats gefordert wurden. Damals wurden diese Frauenwünsche noch nicht beachtet. 1922 indessen gründeten die Studentinnen der Pekinger Universität den Verein für Frauenstimmrecht und die Liga für Frauenrechte. Diese beiden Organisationen erstarkten schnell. Sie erstrebten Gleichheit im öffentlichen Leben, in Ehe und Eigentumsrecht (besonders mit Bezug auf Erbschaftsrecht) und gleiche Bezahlung für gleiche Leistung. Die Provinz Honan

---

stören mich an ihr doch gewisse Dinge, wie das von unten ansetzende Intonieren, das bei einer wirklich guten Schulung nicht vorkommen sollte.

In höchst verdienstvoller Weise gab Anna Hegner mit ihren Kollegen Beyer-Hans (Cello) und Eduard Ehrsam (Klavier) einen Kammermusikabend zu gunsten der Pensionskassen von Musikschule und Konservatorium. Sie führte ihren Part mit gewohnter Maestria durch; doch wollte uns scheinen, als ob sich die Künstlerin irgendwie gehemmt fühle, vielleicht durch das ungewohnte Spiel nach Noten, und nicht ganz den üblichen Schwung ausbrächte. Dies machte sich namentlich in der Sonate für Klavier und Violine von Schumann bemerkbar.

Ein großer Lapsus war, beiläufig gesagt, daß weder bei der Cello- noch bei der Violinsonate das Klavier auf dem Programm erwähnt war.

Die Pianistin Elsy Lang, die uns in der vergangenen Saison in einem modernen Programm durch ihr eigenartiges Talent zum Aufhorchen zwang, gab dieses Mal einen Kammermusikabend mit klassischer Musik und bewährte sich auch darin als plastische Gestalterin mit einem ausgesprochenen Sinn für Rhythmus und einer reichen Skala von Anschlagsnuancen. Sie brachte auch dieses Mal den Violinisten Ludwig Reisacher mit, dem sich im Horntrio von Brahms noch Werner Speth zugesellte. Elsy Lang ist auf dem Weg, eine sehr gute Kammermusikspielerin zu werden. Noch ist aber das Ensemble nicht restlos aufeinander abgestimmt. Es steht der Künstlerin wohl die ganze dynamische Skala, vom Säuseln bis zum Tosen, zur Verfügung. Eines aber versteht sie noch nicht: das einfache Singen einer Cantilene. Deshalb läßt sie sich manchmal in die Begleiter-Rolle zurückdrängen an Stellen, wo der Klavierpart hervortreten sollte.

Erny Lamadins Klavierabend konnte ich leider dieses Mal nicht beiwohnen; meine Stellvertreterin berichtete mir nur Gutes darüber. Ebenso erging es mir mit Gertrud Friedrich, einem neuen Stern am Himmel der konzertierenden Pianisten. Hier gab es in der Kritik doch einige Vorbehalte: das technische Können soll befriedigend, das Spiel sauber und klar sein; aber auch hier lasse das gesangliche Element sich vermissen, überhaupt die Interpretation noch Einiges zu wünschen übrig.

Auch bei Ada Schwander, welche mit dem Pariser Pasquiertrio konzertierte und ihren Part im Klavierquartett von Gabriel Fauré brillant durchführte, auch den F-moll Variationen von Haydn eine feinsinnige Interpretin war, fehlt es bisweilen am Sinn für das Gesangliche. Das Thema der Variationen wurde mehr aus dem Klavier herausgestoßen als gesungen.

Leider war ich im letzten Moment verhindert, der Einladung zu einem Schülerkonzert von Gertrud Goetzinger Folge zu leisten. Es hätte sich da einmal Gelegenheit geboten, die Musikerin auch als Pädagogin zu würdigen. Die Tagespresse wußte über die Veranstaltung nur Gutes zu sagen.

In der zweiten Abendmusik von Dr. Fritz Morel wirkte eine hier noch unbekannte Stuttgarter Altistin mit, namens Margret Kramer. Eigentlich ist die warmtimbrierte Stimme eher ein Mezzo-Sopran, denn die Mittellage klingt bei weitem am besten. Leider ist sie aber nicht genügend ausgebildet, was sich durch starkes Tremolieren und zeitweiliges Detonieren bemerkbar machte. Letzteres mag zum Teil auf die vielleicht ungewohnte Orgelbegleitung und die Akustik des mangelhaft gefüllten Saals zurückzuführen sein.

Es ist immer eine Freude, Jo Vincent zu begegnen. Glücklicherweise fang sie im Konzert des Kammerchors nicht nur die drei „Anthems" von Haendel, bei denen eben doch die Unsangbarkeit der englischen Sprache den Genuß etwas beeinträchtigt, sondern auch noch eine Arie in der Bachschen Kantate „Nimm was dein ist". Die einheimische Altistin Pauline Hoch behauptete sich neben dieser außergewöhnlichen Partnerin gut. Auch Marianne Hirsig-Löw trug ihren kleinen Solopart in der Motette von Kaminski in befriedigender Weise vor. Am Cembalo wirkte mit gewohnter Sicherheit Martha Hamm-Stoecklin, während Gertrud Flügel neben ihrer Tätigkeit als Konzertmeisterin noch das Violinsolo im Concerto grosso von Haendel mit schönem fettem Ton und vertieftem Vortrag zu Gehör brachte.

In der „Enfance du Christ" von Berlioz, die durch den Gesangverein aufgeführt wurde, sang Berthe Seroen die Partie der Maria im Ganzen sehr schön, wenn sie auch nicht die hohe Stimmkultur ihrer Landsmännin Jo Vincent besitzt.

Mit ihrer warmen Sopranstimme und ihrem intelligenten und stilvollen Vortrag brachte Marguerite Gradmann-Lüscher willkommene Abwechslung in das übrigens musterhaft zusammengestellte und durchgeführte Weihnachtskonzertprogramm der Elten der Realschule. Das einzige Gebiet, auf dem allenfalls noch Wünsche offen bleiben, ist das der Aussprache einzelner Vokale. Man wird sich freuen, die Sängerin einmal in einer größeren Partie wieder zu hören.

Schon vor einem halben Jahr, bei der Schuberfeier hatten wir Gelegenheit, die Anpassungsfähigkeit unserer Theater-Altistin Res Fischer zu bestaunen, und nun bestätigt sich dieses Urteil in der Aufführung von Bachs Weihnachtsoratorium durch den Bachchor. Welch größerer Kontrast läßt sich denken als zwischen der Opernbühne und der Bachschen Kirchenkantate! Die Künstlerin scheint sich aber in dieser Welt ganz wohl zu fühlen; ja, man frägt sich, ob sie mit ihrer vornehmen, etwas kühlen Objektivität in derselben nicht ihre wahre Heimat gefunden hat. Auch Adelheid La Roche begegnet man immer gerne wieder, namentlich in Kirchenkonzerten. Wie viel dankbarer es für eine Sängerin sein muß, eine größere Aufgabe in einem Konzert zu bewältigen als nur ab und zu eine kleinere Nummer zu singen, konnte man in dieser auf zwei Abende verteilten Aufführung so recht feststellen. In den drei ersten Kantaten kommt der Alt weit mehr zu Worte als der Sopran, in den drei letzten ist die Sache gerade umgekehrt. Am ersten Abend schien uns nun auch die Sopranstimme im Vergleich zum robusten Alt Res Fischers bei aller Gediegenheit des Vortrags etwas müde zu klingen; am zweiten Abend jedoch lauten wir genau das Entgegengesetzte feststellen.

Diese Weihnachtskonzerte haben die erste Saisonhälfte zu einem schönen und gediegenen Ausklang geführt. Was wird uns nun wohl das neue Jahr bescheren? Eines wissen wir schon, was es für unsere Stadt leider bringen wird: der Abschied von Felix Weingartner, der unsere Orchesterkonzerte auf eine bisher unerreichte Höhe der technischen Vollendung gebracht hatte. Wer wird sein Nachfolger werden? Das ist die Frage, mit der nun jeder musikliebende Basler ins neue Jahr hinübergeht.

Mac.

gab als erste den Frauen gleiche Rechte und wählte 1921 eine Frau in das Pekinger Parlament.

In den letzten Jahren haben sich die Frauenorganisationen schnell vermehrt. Am meisten Einfluß haben sie in Kanton gewonnen. Hier nahmen z. B. im März 1927 250,000 Frauen an einem öffentlichen Aufmarsch teil. Diesen Frauenorganisationen gab die nationale Bewegung besonderen Antrieb. Das ist auch der Grund, warum die Frauenorganisationen sich in Kanton schneller entwickelt haben als im übrigen Reich: die Nationale Regierung ist dort länger am Ruder. Die Frauen sind begeisterte Anhängerinnen der nationalen Bewegung. Mehrere Landesfadettenanstalten für Mädchen wurden errichtet, wo Mädchen den gleichen Unterricht erhalten wie Knaben, und einige Mädchen wurden nach Rußland zur Ausbildung geschickt. Der christliche Verein junger Mädchen arbeitet auf verschiedenen Gebieten mit diesen Frauenorganisationen zusammen. Wohl hat in letzter Zeit sich eine gewisse Reaktion gegen diese Bewegungen wie auch in ihren Reihen selbst bemerkbar gemacht, aber die chinesischen Frauen sind doch auf dem Wege, sich eine neue soziale Stellung zu erringen. Sie sind ihrer selbst und ihrer Solidarität bewußt geworden. —

(Aus dem „World Unity Magazine" veröffentlicht im Nachrichtenblatt des Iniernat. Frauenbundes.)

Das Lob der Hausmusik.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald.

Wie anders wirkt das Wort Hausmusik auf verschiedene Menschen! Gustav Meyrink pflegte sofort schmerzlich sein interessantes Gesicht zu verziehen, denn er hörte im Geiste eine Haustochter Lieder singen. Durch diesen Kunstgenuß bezahlen nämlich Soireegäste das ihnen gereichte karge Abendbrot. Teuer, sehr teuer. Aber nicht nur der sensitive Dichter, auch wir anderen haben trübe Erinnerungen an dünkelhafte dilettantische Musiziererei voll von ignoranter Selbstgefälligkeit.

Mein Freund, der Maler, denkt, wenn man von Hausmusik spricht, an die reizende Schubertiade, oder gar an Menzel, ter Borch und Giorgone. Er ist natürlich für Hausmusik.

Weit weniger romantische Bilder steigen in mir auf und doch solche von höchstem Reiz. Da kenne ich in der Schweiz ein altes Ehepaar, das sich seinerzeit in schönen Jugendtagen bei Klavier und Cello gefunden hat. Jetzt sind die an siebzig Jahre alt, und noch heute kann man sie täglich um acht Uhr morgens musizieren hören, bevor sie an die Tagesarbeit gehen. Welch' eine harmonische Ehe!

Oder der 76jährige Sektionschef des Finanzministeriums in Wien. Der spielt seit 60 Jahren mit drei Gymnasialkollegen, die merkwürdigerweise auch noch alle am Leben geblieben sind, Quartett. Niemals hat ihnen jemand zuhören dürfen. Jeden Dienstag von sieben bis zehn Uhr abends lassen sie ihre Freundschaft bei geschlossenen Fenstern in Tönen ausströmen. Wahre Kenner des Versöhnungsgedankens, spielen sie immer die neuesten Erscheinungen. Dann um 10 Uhr klopfen sie „geruhig" ihre Pfeifen aus und gehen hochbefriedigt, „wenn auch auf etwas gichtischen Füßen" nach Hause.

In einer kleinen Stadt in Norddeutschland gibt es einen Vater, der jeden Sonntag morgens in seinem Hause an der Orgel sitzt und seine vier Kinder Kirchenlieder singen läßt. Hier wird auf eine wunderbare Art das Bedürfnis der Jugend, die Luft zu erschüttern, befriedigt. Indem sie ihre Stimmen vermählen, werden sie erst wahre Geschwister. Das ist eine fein-fromme Familie. Nicht nur am Sonntag in der Kirche, sondern auch am Alltag im Leben.

Das Musikleben eines Volkes braucht die breite Basis von Haus- und Schulmusik, aus der dann die gemeinschaftsbildende Volksmusik organisch erwächst. Das sieht man jetzt ein. Vor dem Kriege herrschte auf diesem Gebiete oft tiefe Verwahrlosung. Mir fallen zwei kleine Beispiele beklagenswerter Geschmacklosigkeit. 1908 habe ich einen 600köpfigen Männergesangverein, der aus lauter stämmigen Männern bestand, von denen manch einer reich bebärtet war, in seinem berühmt zarten Pianissimo: „Schlaf Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du" vortragen hören. Das war ein gespenstischer Eindruck.

Ein andermal machte ich mit Freunden eine Fußwanderung durch Franken. Immer wieder fielen mir im Wandern herrliche Volkslieder ein, die in jener Gegend zu Hause waren: „Da oben auf jenem Berge, da geht ein Mühlenrad", oder „Jungfräulein, darf ich mit euch gehn in eurem Rosengarten." Da stand plötzlich ein baumlanger blonder Bursche vor uns, eine Verkörperung der Gegend. Einer von uns, ein junger Musiker, fragte ihn: „Gibt es noch schöne Volkslieder in dieser Gegend?" Er sah uns verständnislos an. „Wissen Sie", erklärten wir, „so ein Lied, das alle Menschen am liebsten und bei jeder Gelegenheit singen." Da ging ein Licht über sein ehrliches Gesicht. Er hatte verstanden. Er stellte sich in Position und sang mit dröhnender Stimme: „Ich bin eine anständige Frau und nehms mit der Treue genau." Die Julisonne verkroch sich vor Scham hinter einer Wolke.

So etwas kann heute, dank der Wirksamkeit hingebungsvoller Musikförderer nicht mehr vorkommen. Nur die Hausmusik ist erst in den Anfängen. Die richtige Hausmusik. Jene, die nur für den Musizierenden gedacht ist. Wer nämlich auch nur mit einem Finger Hausmusiknoten spielt, bekommt ein anderes Verhältnis zur inneren Struktur des Musikwerkes, zu seiner inneren Logik, zu seinem Eigenleben, als wer im Konzert oder am Radio oder vor der Schallplatte kritischen Ohres dasitzt. Man mache Hausmusik zur eigenen Vertiefung, zur eigenen Bereicherung, zum eigenen Glück. Hausmusik darf schlecht sein, aber sie wird allmählich besser werden, je hingebungsvoller, je uneitler sie betrieben wird. Sie ist eben eine Charakteranoeleagenheit, eine Sache der Moral, ebenso wie Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und alle anderen Dinge unseres Lebens. Hausmusik ist Uebung, nicht Vollendung. Sie lehrt einen gut zuhören, eine hohe Kunst. Mozart spricht von jenem Hörer, „der verdient, ein solcher zu heißen."

Hausmusik ist der Anfang allen Musizierens. Aber sie kann auch ihr Höhepunkt sein. Bekanntlich machen ja die wirklich großen Künstler sogar auf dem Podium nur Hausmusik. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, daß Toscanini beim Dirigieren an das Publikum denkt, und ich weiß, daß Busch und Serkin auch dann con amore musizieren, wenn kein Mensch dabei ist. Sie lassen sich einfach durch das Publikum nicht stören.

Man muß nicht fürchten, daß Radio und Grammophon Rivalen der Hausmusik sind. Sie haben jene andere Funktion. Wer sich mit ihnen begnügt, würde wahrscheinlich sonst überhaupt keine Musik hören. Wer wirklich musikalisch ist, dem sind die Ergänzung und vor allem Anregung, das Musikwerk, das er übertragen gehört hat, nun in Wirklichkeit zu erleben. Wer lange Zeit nur die vitaminlose Kost mechanischer Darbietung genossen hat, bekommt musikalischen Skorbut.

Was verspreche ich mir von Hausmusik? Um das zu sagen, müßte man so naiv und treuherzig sein, wie wir leider nicht mehr sind. Ich muß andere sprechen lassen. Luther sagt: „Es liegt der Samen vieler fürtrefflicher Tugenden in den Herzen derer, so der Musik ergeben sein." Grade den Samen können wir brauchen. Das alte deutsche Lied aber mahnt: „Der hat vergeben das ewig Leben, der nicht die Musik liebt und sich beständig übt in diesem Spiel." Nun, so unerfreulich wie unser gegenwärtiges Leben ist, möchten wir auf das ewige Leben nicht verzichten. Also machen wir wahre Hausmusik.

„Soll man an der Türe Bestellungen aufgeben?"

Ueber dieses in der heutigen Zeit sehr aktuelle Thema, da so viele Handelsreisende aller Art die Häuser ablaufen, sprach im Basler Hausfrauenverein frau Regina Kägi-Fuchsmann (Zürich), die Sekretärin der vor einigen Jahren von der Sozialen Käuferliga gegründeten Beratungsstelle für weibliche Geschäftsreisende. Die Hausfrauen, so führte sie aus, reagieren zuerst in der Regel mit Unlustgefühlen, wenn ein Reisender an der Wohnungstüre steht, weil sie nicht gern gestört werden in der Arbeit, und weil sie außerdem befürchten, irgendwie übervorteilt und zu einem Kauf überredet zu werden, den sie nachher bereuen werden. „Wir haben unsere eigenen Läden in der Stadt und gehen nur dorthin", ist oft ihre Antwort.

Die Frage stellt sich heute so: soll man das Geld sparen, oder soll man es verbrauchen? wenn man dafür eintritt, daß man den andern Menschen zu verdienen geben soll, daß das Geld im Umlauf kommen und die Wirtschaft beleben soll, so haben die Handelsreisenden ihre Existenzberechtigung genau wie die Läden. Der Reiseverkauf ist nichts anderes als eine bestimmte Form der Reklame, die von andern Geschäften durch Inserate, Plakate etc. ausgeführt wird. Der Reisende hat seinen berechtigten Platz im Wirtschaftsleben.

Von den etwa 10—11,000 Reisenden mögen etwa 2000 Frauen sein. Viele Frauen ergreifen den Beruf aus reiner Not. Nach einer sehr wertvollen Erhebung, die von Frl. de Rougemont im Auftrage der Soz. Käuferliga 1931/32 durchgeführt wurde, kommen die weiblichen Reisenden in der Hauptsache aus dem Hausfrauenberuf und aus dem Handel: 33 Prozent dieser Frauen stehen im Alter von 26 bis 40 Jahren, also in einem guten Alter, aber doch zu alt, um irgendeine Berufslehre durchzumachen. Wenn es für die Reisende zunächst eine Erleichterung bedeutet, daß der Beruf so gut wie keine Vorkenntnisse erfordert, sodaß sie sich von einem Tag zum andern hineinleben kann, so wirkt sich gerade dieser Umstand später verhängnisvoll aus. Sie sieht, daß sehr viele ungeeignete Menschen diesen Beruf ergreifen, ferner, daß viele unehrliche, unfaire Elemente sich darin befinden, die der guten und rechtschaffenen Geschäftsreisenden nicht nur das Wasser abgraben, sondern den ganzen Stand bei den Hausfrauen in Mißkredit bringen. Auch merkt die noch unerfahrene Handelsreisende bald, daß sie sehr viel Spesen hat und leider oft wenig Verdienst. Denn in den seltensten Fällen hat die Reisende Anspruch auf Vergütung ihrer Spesen. Ja, nicht selten muß sie noch die „rote Karte", d. h. die Bewilligung zum Hausieren außerhalb ihres Wohnortes, selbst bezahlen. Der Beruf fordert deshalb eine Sanierung. 1931 ist bereits vom Bund ein Normalarbeitsvertrag aufgestellt worden, der aber nur dann Anwendung findet, wenn kein Vertrag zwischen Firma und Reisendem besteht. Da für den Reisenden das Drückendste das Zahlen der oft hohen Spesen ist, so wird neuerdings in Erwägung gezogen, ob nicht durch ein Bundesgesetz ein Zwang geschaffen werden könnte, damit die Firma die Spesen zu tragen hätte. Dadurch würden nicht nur weniger Reisende angestellt (was für die Hebung des Berufes kein Schaden wäre), sondern die Firmen würden weit mehr darauf sehen, nur tüchtige und rechtschaffene Leute anzustellen.

Vor kurzem wurde durch die Soz. Käuferliga die Beratungsstelle für weibliche Geschäftsreisende ins Leben gerufen, die sowohl im Interesse der Reisenden, wie der Firmen und des Publikums arbeitet.

Mit einem dringenden Appell an die Hausfrauen, in Zukunft die Reisenden freundlich aufzunehmen und als Berufsangehörige zu betrachten, nicht als Landstreicher, wie dies oft vorkommt, schloß die Referentin ihre aufschlußreichen Ausführungen.

In der regen benützten Diskussion wurden noch verschiedene Gesichtspunkte beleuchtet, die das große Interesse bewiesen, welches von den Anwesenden der Frage entgegengebracht wurde. E. B. A.

(Nachwort der Redaktion: Diesen Artikel hat eine große Tageszeitung nicht bringen wollen „mit Rücksicht auf die dort inserierenden Geschäftsleute". Wir glauben nicht, daß es richtig ist, so vorzugehen. Wir sind unseren Inserat-Auftraggebern dankbar für Inserate und wir bitten unsere Leserschaft sehr, unsere Inserenten bei Einkäufen in erster Linie zu berücksichtigen. Gewiß werden sie dies tun ohne deshalb der Reisenden an der Türe unfreundlich begegnen zu müssen. Ein kleiner Kauf an der Türe kann ab und zu möglich sein, ohne daß dadurch der Kauf im Ladengeschäft verhindert wird. Heutzutage heißt es durch Verstehen jeder Notlage und durch Helfen nach dem Maß der Kräfte dem Worte nachzuleben: „Eines trage des Andern Last!")

Von Kursen und Tagungen

Was kommt:

Basel: Veranstaltet vom Institut für Behandlung von Erziehungs- und Unterrichtsfragen, Kurs:

Erziehung zum Frieden.

15. Januar, 17 Uhr, Münsterplatz 16: Instruktionsführung durch die Ausstellung „Krieg und Frieden" von Herrn Hermann Aeppli und Frl. Dr. Ch. Dietsch.

16. Januar, 15 Uhr, Aula des Realgymnasiums: 1. Frau Dr. Elisabeth Rotten: Die Verantwortung des Erziehers am Geschehen seiner Zeit.

2. Dr. H. Bauer: Krieg oder Kultur?

18. Januar, 20 Uhr, Münsterhof des Bischofshofs: 1. Elternabend: Frau Dr. Elisabeth Rotten: Die Schweizer unter den andern Völkern.

2. Herr Dr. A. Gasser: Wir Schweizer und die Idee der Völkerversöhnung.

23. Januar, 15 Uhr, Aula des Realgymnasiums: 1. Herr Dr. R. Dottrens, Genf: L'éducation, la démocratie. etc.

2. Herr Dr. E. Spühler: Neue Wege der Kriegsbekämpfung.

*

In Zürich veranstaltet die Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie", Gruppe Kanton Zürich, einen Einführungskurs über

Grundfragen der Demokratie

Referent: Dr. H. Weilenmann.

1. Abend: Donnerstag, den 24. Januar 1935, 20 Uhr: Die Demokratie als Lebensordnung. Der Einzelne und die Masse. Anwendbarkeit der Demokratie in Familie und Gesellschaft, im Volk, in der Wirtschaft und in der Kultur. Der Führer in der Demokratie.

2. Abend: Donnerstag, den 31. Januar 1935, 20 Uhr: Die Demokratie in Staat und Politik. Entstehung der politischen Demokratie. Voraussetzungen der Demokratie. Wirkliche Demokratie und Scheindemokratie.

3. Abend: Donnerstag, den 7. Februar 1935, 20 Uhr: Formen der Volkssouveränität. Diktatur (Fascismus), Herrschaft der Mehrheit, Herrschaft aller.

4. Abend: Donnerstag, den 14. Februar 1935, 20 Uhr: Die Einheit von Volk und Staat. Die Idee des Nationalstaates. Volk und Heimat. Die Demokratie der Urschweiz und der Föderalismus. Die Schweiz und Europa. — Nach den Vorträgen Aussprache.

Lokal: Schanzengraben 29. — Kursgeld: Fr. 5.— für den ganzen Kurs. Fr. 1.50 pro Abend.

Die Fragen des Aufbaus der schweizerischen Volksgemeinschaft stehen im Vordergrund des Interesses. Sie sind für die Frauen von großer Wichtigkeit. Am Kurs, der in der Art einer Arbeitsgemeinschaft gedacht ist, hat jede Teilnehmerin Gelegenheit, sich aktiv an der Aussprache zu beteiligen. Es empfiehlt sich daher der Besuch aller 4 Abende.

Vorbezug der Karten: im Sekretariat der Zürcher Frauenzentrale, Schanzengraben 29, Tel. 56,930.

*

Der Verband bernischer Landfrauenvereine

hat in verdienstvoller Weise eine umfangreiche Kurs- und Vortragsliste für das Jahr 1935 aufgestellt. Aus der reichen Liste nennen wir nur vereinzelte Gebiete. Bakteriologie und Mikrobiologie, berufliche Ausbildung, Rechnungs- und Geldwesen, Erziehungsfragen, Kranken- und Kinderpflege, Fritz Wartenweiler ist mit 28 verschiedenen Vortragstiteln zum Sprechen bereit; Rechts- und soziale Fragen, Landfrauenfragen und schließlich die ausgiebig vertretenen Gebiete der besonderen bäuerlichen Aufgaben: Brotbacken, Beerenobstbau, Garten- und Gemüsebau, Geflügelzucht, Fleischverwertung, Käseverwertung, Süßmostherstellung. Die Frage der Wanderküchen und des Trachtenwesens sind nicht vergessen.

Die meisten der zu Vorträgen Bereiten wohnen im Kanton Bern; es wäre daher wohl sehr verdienstvoll, wenn auch in andern Kantonen solche vielseitige Vortragslisten den Frauenvereinen zu Stadt und Land zur Verfügung stünden. Manche Veranstaltung kommt eher zu stande, wenn Titel und Referent schon zur Auswahl auf einer Liste zu lesen sind.

Versammlungs-Anzeiger

Schaffhausen: Vereinigung für Frauenstimmrecht Schaffhausen und Umgebung. Mitgliederversammlung am 18. Januar, 20 Uhr, in der Randenburg, 1. Stock. Referat von Fräulein Emma Fröhlich: „Altes und neues von der Sozialen Käuferliga."

Zürich: Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, Gruppe Zürich, 17. Januar, 15 Uhr, im „Olivenbaum": Zwanglose Zusammenkunft mit Aussprache (Tee). Dabei Bericht: „Was die Besucher unserer Wanderausstellung zu sagen haben".

Basel: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel, 15. Januar, 20 Uhr, im Alkoholfreien Restaurant Johanniterhof, Teeabend (Tee: Franken 1.80). Vortrag von Herrn K. Reichel, Sekretär des Stadttheaters: Von der Lebendigkeit des Theaters.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32,203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Frendenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Schweiz. Frauenfachschule in Zürich

Die Schule umfaßt folgende Abteilungen:

1 **Berufslehre:**
Damenschneiderin, Lehrzeit 3 Jahre; Weißnäherin Lehrzeit 2½ Jahre; Mäntel- u. Kostümschneiderin, Lehrzeit 2½ Jahre. Am Schluß mit obligatorischer Lehrabschlußprüfung. In allen Abteilungen Lehrwerkstätten mit Kundenarbeit (4 Werkstätten für Damenschneiderei, 4 für Weißnähen, 1 für Jacken und Mäntel). Neben dem praktischen Unterricht auch theoretische Fächer. Anmeldungen sind bis 1. März einzusenden.

2. **Fortbildungskurse für Meisterinnen und Arbeiterinnen.**

3. **Kurse für den Hausbedarf:**
Weißnähen, Kleidermachen, Stricken und Häkeln Flicken, Anfertigen von Knabenkleidern.

4. **Vorbereitung auf den Kant. Zürch. Arbeitslehrerinnenkurs:**
Sonderabteilung 3 Jahre. Vollständige Berufslehre als Weißnäherin mit Kursen in Kleidermachen, Stricken und Häkeln und Besuch von theoretischem Unterricht an der Töchterschule Zürich. Anmeldungen mit Sekundar- und Arbeitsschulzeugnissen bis 31. Januar an die Frauenfachschule einsenden. — Außerdem können auch die unter 1 und 3 genannten Ausbildungsgelegenheiten als Vorbereitung besucht werden. Alle Arten der Vorbereitung dispensieren jedoch nicht von der Ablegung der Aufnahmeprüfung für den Arbeitslehrerinnenkurs.

5. **Ausbildung als Fachlehrerin**
in einem der unter 1 erwähnten Berufe oder zur Weiterbildung von bereits im Amte stehenden Lehrerinnen.

6. **Fortbildungsklasse**
in Verbindung mit der Haushaltungsschule Zürich zur Absolvierung des obligatorischen hauswirtschaftl. Unterrichts, mit Einschluß von nicht vorgeschriebenen Fächern zu einem geschlossenen Ausbildungsjahr für schulentlassene Töchter. Anmeldungen bis 15. März an die Frauenfachschule.

Gefl. Prospekte mit Anmeldeformular verlangen.

Zürich 8, den 5. Januar 1935.
Kreuzstr. 68, Tel. 21.076.

P 5064 Z **Die Direktion.**

Manz Konfitüren sehr fein

im Offenverkauf

P 116 Z	per ½ kg
Vierfrucht	—.40
Zwetschgen	—.45
Johannisbeeren	—.50
Heidelbeeren	—.60
Brombeeren	—.65
Himbeeren	—.70
Stachelbeeren	—.70
Kirschen, schwarz	—.70
Orangen	—.75
Aprikosen	—.70
Weichselkirschen	—.70
Erdbeeren	—.70
Stachelbeergelée	—.70
Reineclauden	—.50
Hagebutten	—.90
Apfelgelée	—.50
Frühstückgelée	—.60
Quittengelée	—.65
Johannisbeergelée	—.70
Holdergelée	—.70
Brombeergelée	—.70
Himbeergelée	—.75
Preißelbeeren	—.80
Melasse	—.40
Kunsthonig	—.70
Wacholderlatwerge	1.—
Schweizer Bienenhonig	2.—

8% Rückvergütung
prompter Versand nach auswärts.
Lieferung franko ins Haus.

Karl Manz
Zähringerstraße 24
Tel. 21.758

Bei größeren Bezügen verlangen Sie Spezialofferte.

Druckarbeiten
liefert prompt und billig
Buchdruckerei Winterthur AG.

WARNUNG!

Zum Nutzen und Frommen meiner lieben Mitmenschen diene folgende Mitteilung: Von einem bösen Haarleiden heimgesucht, verlor ich dermassen alle Haare, daß der Haarboden spiegelglatt war. Es gibt kein Präparat, das ich nicht versuchte, jedoch keines brachte den geringsten Erfolg. Ich trug dann viele Jahre eine Perücke, was durch Tausende von Zeugen bestätigt werden kann. Heute besitze ich nun wieder ein schönes, volles und gesundes Haar, und dies verdanke ich einzig und allein dem **Spezial-Haarinstitut Thomalina, Kernstraße 42, Zürich A.** Alle Haarleidenden wollen sich gefl. nur an vorgenannte Firma wenden. Nur dort werden Sie Erfolg haben. **Frau Lydia Bähni, Kallern (Aarg.)** F.

Oberägeri Kt. Zug, 800 m ü. M.
Erholungsheim im Lutisbach
Kleines, ruhiges Haus für Erholungsbedürftige und Feriengäste. Staubfreie, sonnige, aussichtsreiche Lage. Diätküche. Zentralheizung. Günstig für Winteraufenthalt. Preise von Fr. 7.50 an. Vier Mahlzeiten inbegriffen. 8707
Besitzerinnen: Schw. Hanna Kissling, Schw. Christine Nadig.

Erholungsheim „STOCKENWEID"
Gepflegtes, warmes Haus, l. Küche und Diätküche. Sonne, Skigelände Winterkuren. Prospekte durch **Frau Dr. Lucci, Feld-Meilen.** P150Z

Kennicott F7
Das Herz ist wach
Buchhandlung A. Blümel
Zürich Rämistr. 29

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, besetigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra" Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die Apotheke Flora. Glarus OF13010Z

Bücherfreunden empfiehlt sich
Wilh. Aug. Müller Buchhandl. u. Antiquar.
Schützenmattstr. 1, l. Stock, Basel
P 878 Q

Betriebsküchen, Kantinen
Wohlfahrtshäuser etc.
verwenden mit Vorliebe
die guten
Rebsamen-Teigwaren
Es wird nur erstklassiger, kanadischer Hartweizengrieß verarbeitet
A. Rebsamen & Co., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z

Phosfarine Pestalozzi
das ideale Nährmittel der Kleinen!
Erleichtert die Knochenbildung! P5-1L
Stärkendes Frühstück für Blutarme und solche, die schwer verdauen. Gr. 500 g Büchse überall **Fr. 2.25**

Kindergärtnerinnenkurs
mit staatl. Diplom-Prüfung.
Beginn am 20. April 1935.
P 12265 Ch
Frauenschule Klosters

WASCHMASCHINEN
Lavator
mit Trommel u. Heizung,
die von den Frauen bevorzugte Marke der
Wäschereimaschinen - Fabrik
Ad. Schultheß & Co Zürich
P 381 Z